

Michel de Certeau | Paris

1925–1986,
Historiker, Kulturphilosoph, Mystikforscher



Eugénie Smet – Gründerin der Helferinnen*

19. Januar 1856: Eine junge Frau aus dem Norden, Eugénie Smet, kommt nach Paris, gedrängt von einem Aufruf, der sie vor mehr als zwei Jahren erreicht hatte, und den sie jetzt umzusetzen anhebt. So beginnt das Abenteuer der Gründung der „Société des Sœurs Auxiliatrices des Âmes du Purgatoire“ durch sie, die den Namen Marie de la Providence annehmen wird. Wir sind mitten im 19. Jahrhundert. Hunderte von Kongregationen sind im Entstehen begriffen, die sich einem Werk oder einer genau umschriebenen Bevölkerungsschicht widmen, weil die Gründer ein Gespür für die vielfältigen Nöte hatten. Eine andere bezeichnende Tatsache der Epoche – das Los der Verstorbenen beschäftigt, und das führt zur Weckung des Interesses für das Fegefeuer und zu einem ungeheuren Ansteigen des Gebetes für die Verstorbenen.

Die Gründer-Intuition von Marie de la Providence trifft auf diese beiden Linien in origineller Weise: Sie lässt „eine Gemeinschaft entstehen, die sich der leidenden Kirche zuwendet in Werken der Übergebühre und der Liebe“ und ihre Schwestern einlädt, „zu beten, zu leiden, für die armen Seelen im Fegefeuer zu arbeiten“, indem sie „zu welchem Gut auch immer“ ohne „persönliche Spezialisierung“ beitragen. Der Name des Instituts wie die Ausdrücke, mit denen die Gründungsidee umschrieben wird, hat im 19. Jahrhundert einen guten Klang! Sofern man die kulturelle Distanz gelten lässt, sind die Intuition und die Erfahrung vielleicht weniger ungewohnt oder rückschrittlich als ihr Ausdruck.

Jenseits des Horizonts

Die anfängliche Formulierung des Gedankens, die der Gründerin kam, verbindet einen Einsatz im Dienst der Menschheit hier auf Erden mit einer starken Einbe-

* Dieser Text wurde im August 1957 in einer Sondernummer der Zeitschrift *Échanges* (S. 8–12) anlässlich der Seligsprechung von Eugénie Smet veröffentlicht. Übersetzung: Andreas Falkner SJ.

ziehung des Jenseits-Geheimnisses. Seit die Frage nach dem Ziel des Lebens sich stellt, geht sie mit dem Risiko einher, sich ins Grenzenlose zu projizieren, sich in Vermutungen zu ergeben, Szenarien zu entwerfen über „das, was auf der anderen Seite sich ereignet“. In Wirklichkeit führt die Botschaft der Christen vom ewigen Leben zum Hier und Jetzt zurück. Vom Jenseits flutet das Geheimnis, das von dort in Aussicht gestellt wird, auf die Menschen zurück. Die menschliche Existenz, in ihrem Bezug zum Jenseits gesehen, bekommt eine einzigartige Dichte: Der Mensch, jener, dem wir begegnen, aber auch wir selbst und jede, jeder ist auf das Letzte verwiesen, auf die Verheißung einer endgültigen Begegnung mit Gott. Das reduziert sich nicht auf das, was wir von ihm erkennen können, abseits von seinem Leben, in dem oder durch das wir mit ihm in Berührung kommen. Nach einem Wort von Adolphe Gesché ist „der Mensch für mehr, als er sieht, geschaffen“: Von dieser Verheißung, die aus dem Jenseits-des-Todes kommt, steigt eine Einladung, reichhaltiger und zuverlässiger als alle bloß menschliche Großherzigkeit, auf, die absolute Würde in jeder beliebigen Arbeit eines Menschen anzuerkennen, zu achten und zu fördern; d.h. dankbar den Schatz und die Perle in jedem Menschenherzen zu suchen und zu entdecken.

Mit diesem Horizont zu leben, bedeutet auch, auf die Perspektive des Ziels zu stoßen, auf den Tod, der unsere Gesellschaften beschäftigt und dem diese zugleich ausweichen, ihn totschweigen oder meiden. Ein solcher Horizont wird von den Menschen unserer Zeit meist als beschwerliche Last empfunden. Das Jenseits erlangt das Aussehen des Unbekannten, des unmöglich Vorstellbaren; es wird zugegeben, dass uns das Leben entweicht – wie soll es sich in Gott nicht auch verlieren oder endet es doch mit dem ewigen Leben? Es ist eine Einladung, den bleibenden Gehalt der Existenz zu prüfen, ohne uns aus unseren Einsätzen zurückzuziehen, und zugleich ein Aufruf, auf die Suche nach Sicherheit allein durch unsere Anstrengungen und Arbeiten zu verzichten und diese der unerhörten Unentgeltlichkeit der nicht vorstellbaren Zukunft zu öffnen, die geschenkt, „Erfindung Gottes“ ist, wie wieder Adolphe Gesché sagt.

Die christliche Verheißung des Jenseits hindert daran, den menschlichen Horizont mit dem zu Ende sein zu lassen, was wir erkennen, mit dem, was wir erwarten, ausgehend von unserer Unzufriedenheit oder unseren Projektionen. Anstatt einen Fluchtweg anzuzeigen, verweist sie uns auf die Gegenwart, um in ihr einen unvermuteten Aufruf zu hören, sie zu erschließen, ohne sie zu entwerten. Ein Unsichtbarer macht sich im Sichtbaren zu schaffen. Er macht uns zu Wächtern, zu Spähern eines REICHES, dessen Gegenwart Erwartungen beflügelt. Ein solches Wachen ist der Widerschein vom Aufleuchten des göttlichen Blickes auf die Menschen in Augenhöhe um uns; allein deren Gebrechlichkeit kommt uns vor Augen, doch diese ruft der Schöpfer, dass sie die Fülle seines Lichtes teile.

Die Verheißung einer universellen Gemeinschaft

Weil es die Intervention eines Gottes ist, der „alles in allem wird“, kann das verheißene Jenseits nichts anderes sein als Gemeinschaft. „Gemeinschaft der Heiligen, du sollst mein Leben sein“, soll Eugène Smet gesagt haben. Der Tod bleibt keinem von uns erspart. Die endgültige Begegnung mit Gott – keine Person wird vergessen, keine ausgeschlossen; ohne Ende wird die Liebe, die keine Grenzen kennt, uns formen für diese Begegnung.

Gott, der seinen einzigartigen Blick auf jeder und jedem von uns ruhen lässt, sieht uns nie isoliert; er führt uns in die universelle Gemeinschaft, wo ein jeder und eine jede mit den anderen seinen definitiven Platz findet. Seine Herrlichkeit ist nicht monolithisch, sie bedarf aller Verschiedenheit von Antlitz und menschlicher Geschichte, um darin aufzuleuchten. Seine verwandelnde Liebe erreicht uns nie, ohne unser Herz zu weiten und uns den anderen zuzuwenden. Von sich aus zielt diese Bewegung auf das Unendliche ab. Sie weckt in uns die Sehnsucht, ebenso weit geöffnete Arme zu haben wie die von Gott. Sie leitet dazu an, Gemeinschaft zu suchen, Brücken zu bauen, sich zu fragen nach der Verknappung an Land, die nicht aufhört, gewisse auszuschließen und zu vergessen. Wie in der eucharistischen Gedächtnisfeier, in der das Erinnern auf die gesamte Menschheit hin geweitet wird, Lebende und Verstorbene, wird auch das Gebet in diese Öffnung hineingezogen und findet darin seine Weite.

Der Anruf und die Verheißungen treffen also hier auf das langsame Wachsen einer unvollendeten Menschheit, die von Gott gesucht und geformt wird und die „in den Schmerzen des Gebärens seufzt“. Unter dem Zeichen von Ostern wächst die Gemeinschaft auch in der Prüfung.

Der in Aussicht gestellte Horizont stellt den schmerzlichen Abstand heraus zwischen dem menschlichen Anspruch an diese Gemeinschaft, auf die uns die Liebe Gottes ausrichtet, und der enttäuschenden Armut, ja dem traurigen Ungeschick unserer Anstrengungen, dahin zu kommen; es kommen die Widersprüche an den Tag, welche die Blindheit oder die Sünde der Bewegung entgegensetzen, die uns zu einer Liebe ohne Widerstand und Ausschluss hinzieht. Die Liebe Gottes stellt richtig, erprobt, reinigt von Schlacken, „wie Gold im Schmelztiegel“. Nach und nach führt sie uns von hier unten heraus zum Begreifen dessen, dass Gott uns wie Diamanten aneinander schleift, damit es uns zur rechten Zeit gegönnt sei, uns gegenseitig an seinem Tag im Glanz seines Lichtes zu sehen und ihn ohne Unterlass, Facette um Facette reflektierend, zu spiegeln; ruppiges Verhalten und Scheitern im Bemühen um diese wechselseitig liebende Anerkennung hindern ihn nicht.

Da steigt Hoffnung auf. Sie erwartet das, was weder sichtbar noch entzückend herausgestellt werden kann, sie rechnet mit der Überraschung der ver-

heißenen Gabe, sie „strahlt nicht wie ein Scheinwerfer, sie blinzelt eher wie ein Stern“, entsprechend dem Bild von Paul Beauchamp; sie übersieht nicht den Schmerz allen Erduldens noch die Mühe jeglichen Wachsens. Sie wacht ganz nahe am Leid, ohne die Nacht zu verneinen, wohl aber im Licht des Sterns. Sie ist einfach das Geheimnis echten Mitleids; jene, die sich nicht davonstiehlt, wenn Leiden kommen, aber auch nicht dramatisiert, nicht vorgibt zu verstehen oder selbst zu erleben, was die andere durchzustehen hat; sie gibt keine frommen Ratschläge, behauptet auch nicht mehr, etwas tun zu können, jene, die diskret ganz nahe sich aufhält wie Maria voll Glauben unterm Kreuz.

Gottes verwandelnde Liebe

„Beten, leiden, tätig sein für die Seelen des Fegefeuers.“ Die Formulierung ist aus der Mode, gewiss. Aber sie eint die Hingabe aller Energien in die Anerkennung einer radikalen Ohnmacht, sie erinnert, dass in Gott allein letztlich das Geheimnis ruht, das uns heimsucht und es alle seine Last einer jeden von unseren Stunden zuteilt; das Leid, das jede Existenz zeichnet, wird nicht kleingeredet; es lädt ein zu dieser langsamen und mühsamen Zustimmung, ohne Resignation oder Verbissenheit zu leiden; die Formulierung bringt bei, dass das Leid, wenn es bis zur Überantwortung seiner selbst in Hingabe eingeht, zum Schmelztiegel der Liebe werden kann. Heute unter dem Zeichen des Endgültigen leben, das bedeutet, dass die Verheißungen Gottes aus diesem Ort der Angst vor dem Tod – dem der anderen wie unseres eigenen – einen Ort der Öffnung auf Gemeinschaft hin machen dürfen; d.h. das Unerhörte und das Unmögliche erhoffen und „Vertrauen in den Geist, der in der Welt und in uns wirkt“, zu entwickeln: „Er nimmt immer weiter mit zu einer Erfüllung, an der wir mit all unseren Kräften arbeiten, die wir aber doch als ein Geschenk erwarten“ (*Konstitutionen*, 34).

Als Gott in diese Welt kam, hat er unseren Raum auf das Unendliche der Gemeinschaft hin geöffnet. Und das ist sein Werk, im anderen wie in uns selbst, er ist der Sauerteig im Ganzen. Für wachsendes Leben im anderen zu arbeiten, das lässt sich nicht machen, ohne an sich selbst im Innern arbeiten zu lassen. Im Zusammenwirken lässt sich die umwandelnde Liebe Gottes in jedem Dienst zunehmend erfahren, im Aug in Aug, das das Jenseits abbildet, und in der demütigen Teilhabe am Werk Gottes hier auf Erden.¹

1 Sylvie Robert, Mitglied der von Smet gegründeten Gemeinschaft, nahm diesen Text von M. de Certeau in ihren Beitrag *Eugénie Smet, Fondatrice des Sœurs Auxiliatrices* auf, der in No. 125 der Zeitschrift *Christus* (Juli 2007), 358–370 erschien. Dort führt S. Robert weiter aus: „Der geistliche Weg von Marie de la Providence, nachgezeichnet von Michel de Certeau ausgehend von ihrem Geistlichen Tagebuch (...), gibt zu verstehen, wie diese ‚Antwort auf die Menschwerdung‘ im Leben einer Frau allmählich Gestalt angenommen hat bis zur endgültigen Begegnung“ (362).